

IN DIESER AUSGABE

Herford erinnert sich an eine der klügsten Frauen ihrer Zeit: Elisabeth

SEITE 2

Als in jedem Garten noch ein Kirschbaum stand

SEITE 3

Für einen Hanomag sind 36 Jahre wirklich kein Alter

SEITE 4

Richter, Offiziere, Wirte, Kaufleute wohnen hier, seit 250 Jahren

SEITE 5

Früher hatte jeder Junge ein Taschenmesser und ritzte Zeichen in Bäume

SEITE 6

Was mit Milchkühen auf dem Löhner Bahnhof geschah

SEITE 7

HF Magazin

Liebe Leserinnen, liebe Leser, als **HFMagazin** kommen Ihnen von heute an die Heimatkundlichen Beiträge aus dem Kreis Herford entgegen. Neu sind ein griffigerer Titel, ein frisches Design und Farbfotos auf allen Seiten. Sie sorgen für ein freundlicheres Bild. Neu ist auch unsere Reihe „Zurückgedacht“ - mit Erinnerungen unserer Leserinnen und Leser. „Up Platt“ bringt eine typische Redewendung in der Sprache, die es so nur hier im Wittekindsland gibt. Neues aus Geschichte und Natur, Sprache und Tradition, von Land und Leuten der heimatlichen Region finden Sie hier. Viermal im Jahr ist das HF-Magazin für Sie da. Lesen Sie los.

Das Ende der Zweifel

Herzog Widukind liegt in Engers Stiftskirche - glaubt jetzt auch die Wissenschaft

VON ALEXANDER KRÖGER

Liegt Widukind in Enger be-
graben oder nicht? Darüber
stritten seit Jahrhunderten die
Gelehrten. Doch jüngste For-
schungsergebnisse lassen eigent-
lich keinen anderen Schluss
mehr zu: Die Gebeine des be-
rühmten Sachsen und langjähri-
gen Gegners Karls des Großen
liegen in der Stiftskirche Enger.

Immer wieder deuteten Indi-
zien auf Enger. Schriftliche Quel-
len aus dem Mittelalter berich-
ten von Widukinds letzter Ruhe-
stätte in der Kirche. Theoretisch
könnten diese Quellen gefälscht
sein. Deswegen sprachen Histo-
riker bislang in der Möglichkeits-
form: Widukind „könnte“ in
der Stiftskirche liegen. Juristen
sind da etwas pragmatischer.
Ein Urteil kann auch aufgrund
von Indizien gefällt werden.

Unstreitig ist: Es gibt wesent-
lich mehr Indizien, die für Enger
sprechen, als dagegen.

Der Reihe nach. Archäologen
fanden während der Ausgrabun-
gen 1971-1973 im Chor der
Stiftskirche drei Gräber. Das zen-
trale Grab enthielt das Skelett ei-
nes Mannes von etwa 60 Jahren.
Sicherlich war es das Grab einer
hochrangigen Persönlichkeit.

Sehr wahrscheinlich handelt
es sich um den Stifter des ältes-
ten Kirchenbaus aus der Zeit um
800. Rechts und links neben ihm
sind ein Mann gleichen Alters
und ein etwa 16-jähriger Junge
bestattet. Alle drei Männer wa-
ren von kräftiger Statur und
hochgewachsen.

Susanne Hummel und Diane
Schmidt vom Johann-Friedrich-
Blumenbach-Institut der
Universität Göttingen analysier-
ten die sterblichen Überreste.
Die Skelette der alten Männer
wiesen ausgeprägte Muskelmar-
ken auf - es muss sich um wahre
Kraftprotze und Schwertkämpfer
gehandelt haben. Die zwei äl-
teren Männer waren Halbbrü-
der, der Jugendliche ein Sohn
des rechts im Chor bestatteten al-
ten Mannes.

Die schriftlichen Quellen spra-
chen von Abbio, dem Kampfge-
fährten und Verwandten Widu-
kinds. Er könnte der rechts im
Chor liegende Mann sein. Nach
neuesten genetischen Erkennt-
nissen ist eine Verwandtschaft
des im Zentralgrab liegenden



König zu Sachsen: Aus der Werkstatt Lucas Cranachs des Jüngeren stammt dieses Widukind-Bild. Die sächsischen Herrscher fügten den starken Mann aus Enger in die Ahnengalerie auf der Wartburg ein. FOTO: KNEISE

Kirchenstifters mit weiteren im
Umfeld der Stiftskirche Bestatte-
ten bewiesen. Das bedeutet, dass
Widukinds Familie wesentlich
länger mit Enger verbunden
war, als bislang angenommen.

Bereits im Mittelalter wurde

und aufgewachsen, heiratete
909 den sächsischen Herzog
Heinrich, den späteren deut-
schen König. Nach dessen Tod
gründete sie ihm zu Ehren an
der Grabstätte ihres Urahns in
Enger ein Stift. In Mathildes Le-

reliquiar, ist eines der kostbars-
ten Werke frühkarolingischer
Goldschmiedekunst. Lange Zeit
galt es als das Taufgeschenk
Karls des Großen an Widukind.
Zwei Schmuckstücke fanden die
Archäologen bei ihren Grabun-
gen in der Stiftskirche: Die so ge-
nannte Lunafibel und ein klein-
er goldener Zierknopf. Die Lu-
nafibel stammt aus dem 8. Jahr-
hundert, der Zierknopf ist noch
etwas älter. Ursprünglich trugen
nur Personen aus hochadeligem
Geschlecht solche Schmuckstü-
cke.

1200 Jahre nach dem Tod des
Sachsenherzogs feiern die Enge-
raner das Widukindjahr - und
was manche schon immer wuss-
ten, aber nicht beweisen konn-
ten, dürfte jetzt feststehen: Der
alte Sachsenführer ist im wahr-
sten Sinne unter ihnen.

Warum es der Sachsenherzog ist und sonst niemand

Widukind verehrt. Die Grab-
platte in der Stiftskirche Enger
aus der Zeit um 1130 belegt
diese alte Tradition. Berühmte
Persönlichkeiten besuchten das
Widukind-Grab, wie im Jahre
1377 Kaiser Karl der IV.

Doch die Tradition reicht wei-
ter zurück. Die Widukind-Nach-
fahrin Königin Mathilde, im
Raum Enger-Herford geboren

bensbeschreibung wird Widu-
kind als der Gründer der Enge-
raner Kirche genannt. Obwohl es
ein kleines Stift war, ist der Stifts-
schatz, der „Dionysiuschatz“,
einer der bedeutendsten früh-
mittelalterlichen Kirchen-
schätze überhaupt und ein wei-
terer Beleg für Engers Besonde-
rheit im Frühmittelalter.

Das Prunkstück, das Bursen-

Spiralala ohne Spiralfedern

Auf den Felgen des Spiralalarades (Fahrbericht in HF 59) sitzen keine Spiral-, sondern Schraubenfedern. Darauf weist HF-Leser Bruno Wunsch aus Herford hin. Spiralfedern sind zweidimensional und werden in Uhrwerken und Rollladengurtrollen verwendet. Schraubenfedern hingegen sind dreidimensional und verfügen über Windungen ähnlich dem Gewinde der Schrauben. Der Name Spiralala führt also in die Irre.

Neue Geschäftsstelle für Exters Forscher

Die Geschichtswerkstatt Exter richtet zur Zeit eine eigene Geschäftsstelle im Königsfeld 5 ein. Ab Anfang Mai soll sie regelmäßig geöffnet sein. Archiv und Bibliothek der rührigen Historiker steht dann allen Interessenten zur Verfügung. Auch das HF-Magazin und viele andere Produkte werden dort vorrätig sein.

Die Äbtissinnen und ihr Geld

Westfälische Goldschmiedekunst der Gotik: Das ist das Thema eines Vortrags, den Prof. Dr. Hartmut Krohm (Berlin) am 9. April vor dem Verein für Herforder Geschichte im Daniel-Pöppelmann-Haus hält. Um Geld geht es in einem Vortrag vor dem Geschichtsverein am 3. Mai an gleicher Stelle. Dr. des. Sebastian Steinbach (Osnabrück) spricht über „Geld für die Äbtissin - Höhepunkte aus 1.000 Jahren Herforder Münzgeschichte. Die Vorträge beginnen jeweils um 19 Uhr.“

Up Platt

„Et es kein Pott seo scheiwe, et passt do 'n Deckel up.“

Es ist kein Topf so schief, es passt da ein Deckel drauf.

Wenn sich die Partnersuche schwierig oder langwierig gestaltet, dient diese Lebensweisheit zur Beruhigung.

HF Magazin
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE HF-Magazin, Beilage, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. Monika Guist, Christoph Laue, Eckhard Möller, Christoph Mörstedt, Frank-Michael Kiel-Steinkamp), verantwortlich für Redaktion H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J. Appelt, Bielefeld; Herstellung J.D. Küster Nachf. P. Dr. G. Müller & Co. KG, Bielefeld.



Altersbild: Elisabeth wird hier nicht im Habitus einer Äbtissin, sondern eher als gebildete Adlige dargestellt.



So kennen die Herforder sie: Dieses Gemälde soll die junge Elisabeth darstellen. Doch Forscher haben Zweifel.

FOTOS: STÄDT. MUSEUM

Elisabeth und die Philosophen

Wie eine Herforder Äbtissin zur Briefpartnerin bedeutender Denker wurde

VON HELGE BEI DER WIEDEN

2007 ist Elisabethjahr. Die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen wurde vor achthundert Jahren geboren. In Herford denkt man bei diesem Namen allerdings an eine andere Adlige: Pfalzgräfin Elisabeth, Äbtissin der Reichsabtei. Sie wird durch eine Straße und ein Denkmal geehrt; seit kurzem trägt ein Berufskolleg ihren Namen.

Herkunft und Wirkung heben sie aus dem Kreis der Herforder Äbtissinnen hervor: Vater Friedrich war Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und nach dem Kaiser der angesehenste weltliche Fürst in Deutschland. Er griff erfolgreich nach der böhmischen Krone, verlor sie jedoch im beginnenden 30-jährigen Krieg ebenso schnell. Mit dem Spottnamen „Winterkönig“ ist er in die Geschichte eingegangen.

Das hinderte ihn und seine Gemahlin Elisabeth Stuart allerdings nicht daran, weiterhin den Titel zu beanspruchen. Vom Kaiser geächtet, lebte die Familie im Exil in den Niederlanden.

Elisabeth wie ihre Geschwister erhielten eine hervorragende Erziehung. Die Mutter bereitete sie auf die Ehe mit einem englischen Prinzen vor. Doch als sie 16 wurde, starb der Vater und der Krieg hatte seinen Höhepunkt noch nicht überschritten. Wer in dieser Situation hätte die Tochter eines geächteten Für-

sten heiraten wollen? Elisabeth blieb bei der Mutter im Haag.

Sie ließ sich durch die königliche Hofhaltung der Mutter mit ihren Lustbarkeiten nicht fangen nehmen, sondern zeigte sich offen für geistige Anregungen. Da war die Begegnung mit Anna van Schürmann, deren Gelehrsamkeit allgemein bewundert wurde und die sie später in Herford besuchte.

Wichtiger wurde ihr Briefwechsel mit dem Mathematiker und Philosophen René Des-

Elisabeth sehnte sich nach Ruhe. Friedrich Wilhelm, der Herford gerade die Reichsunmittelbarkeit genommen hatte, sorgte dafür, dass sie zur „Koadjutorin“ der Äbtissin mit dem Recht der Nachfolge gewählt wurde. Er schenkte ihr ein Haus in Herford und trug auch sonst zu ihrem Lebensunterhalt bei.

1667 wurde sie inthronisiert. Als Äbtissin war Elisabeth Reichsfürstin. Die Einkünfte der einst reichen Abtei hatten sich im Laufe der Jahrhunderte ver-

hängern. Diese versuchten, nach dem Vorbild der christlichen Urgemeinde zu leben. Damit erregten sie Anstoß in Herford. Die Äbtissin konnte ihnen nicht länger Schutz gewähren.

Auch führende englische Quäker, die außerhalb der Kirchen standen, suchten ihre Unterstützung. Robert Barclay machte dabei eine Verwandtschaft mit ihr über die Stuarts geltend. Andere wie Friedrich Breckling und Quirinus Kuhlmann unterstützte sie oder bot ihnen Hilfe an.

Daneben pflegte sie ihre philosophischen Neigungen. Sie beschäftigte sich mit den Schriften Nicole Malebranches. Auch zu Gottfried Wilhelm Leibniz, Hofrat ihrer Schwägerin in Hannover, hielt sie Kontakt.

Vollständige Ruhe hat Elisabeth in Herford nicht gefunden. Mal gab es Streit mit der Stadt, mal mit Kanonissen. In Gefahr geriet die Abtei während der Eroberungskriege Ludwigs XIV., die sich auch auf Westfalen ausdehnten.

Als Elisabeth Anfang des Jahres 1680 nach schwerer Krankheit starb, hatte sie zwar ein Leben ohne wirkliche materielle Not hinter sich, war aber vom Schicksal in vielfacher Weise bedrängt worden. Sie war stets gesprächs- und hilfsbereit, sowohl gegenüber Philosophen wie gegenüber Spiritualisten.

Äbtissin Elisabeth II. von der Pfalz fand ihre letzte Ruhestätte im Chor der Münsterkirche zu Herford.

Warum der Große Kurfürst die Prinzessin nach Herford schickte

cartes, dem Begründer neuzeitlichen Denkens. Er widmete ihr seine „Prinzipien der Philosophie“. Als Gesprächspartnerin des Philosophen der Aufklärung gewann Elisabeth Ansehen in der gelehrten Welt.

Weil ihr die Lebensführung ihrer Mutter nicht gefiel, verließ sie Den Haag. Ein zwanzigjähriges Wanderleben begann. Sie suchte Unterschlupf bei Verwandten. Eine besondere Rolle spielte ihr Vetter Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst.

ringert. Sie konnte dennoch ein standesgemäßes Leben führen.

Sie nutzte die reichsunmittelbare „Freiheit“ in Herford, um Menschen zu helfen, die wegen ihrer religiösen Überzeugung in Bedrängnis geraten waren. Ihnen erschien die Verkündigung der Kirchen verfälscht, sie suchten ein verinnerlichtes Christentum. Elisabeth brachte diesen Anschauungen viel Sympathie entgegen. Daher nahm sie Anna Maria van Schürmann bei sich auf zusammen mit Jean de Labadie und einer Gruppe von An-

Das Elisabeth-Symposium

Am 17. und 18. März. findet im Herforder Frühherrenhaus eine Tagung mit Vorträgen führender Historiker über Elisa-

beth und ihre Welt statt. Die Teilnahme ist auch ohne Anmeldung möglich. Info: Christoph Laue, ☎ 05221-132213.

Der Kirschbaum in Nachbars Garten

Geschichten aus einer Zeit, als die Menschen noch auf Bäume kletterten

SERIE
ZURÜCK
GEDACHT

■ HF-Leserinnen und Leser erinnern sich. An Episoden aus dem Alltag, an Begebenheiten und Geschichten. Fast hätten wir sie vergessen – und dann fallen sie uns wieder ein. Heute: Der Kirschbaum im Garten

» In unserer Karpatenstadt gab es statt Kirschbäume große Marillenbäume. Unser Baum stand im Hinterhof. Er war Treffpunkt für die großen Kinder. Die Kleinen hatten kein Anrecht auf seine Köstlichkeiten. Wir warteten nicht, bis die Früchte goldgelb, kugelförmig und zuckersüß waren. Kurz vor Ostern waren sie am besten: grün, fest und sauer. Sauer macht lustig.

Monika Guist

» Der Kirschbaum in Opas Garten hatte viele harzige Stellen am Stamm. Deshalb sind wir Jungs lieber auf Apfelbäume geklettert. Die waren viel höher. Die Kirschen verteidigte Opa energisch gegen die Amseln. Sonst hätte es Stress mit Oma gegeben, weil sie Marmelade daraus kochen wollte wie jedes Jahr.

Christoph Mörstedt

» Auf der Mauer auf der Lauer, sitzt der LAUE Kirschenklauer, diesen Spruch verwendete unsere Kinderbande immer entsprechend angewendet auf den jeweiligen "Täter" beim Antreiben zum Kirschenklauen. Und natürlich ganz laut als Warnruf, wenn der Besitzer des Kirschbaumes in den Obstgärten in Dörnigheim am Main auf der Bildfläche erschien.

Christoph Laue

» Im Garten meines Elternhauses stand ein großer Kirschbaum. Seine Äste verzweigten sich schon ab 1,5 m Höhe, so dass wir Kinder ihn erklimmen konnten. Das war in den sechziger Jahren. Keinem Erwachsenen wäre eingefallen, uns das zu verbieten. Mein erstes kleines Transistorradio wurde in eine Astgabel geklemmt und so hörten wir in luftiger Höhe die neuesten Hits.

Achim Schröder

» Ich hatte mir schon als Kind angewöhnt, die Kirschen mitsamt Stein zu schlucken.



Edles Obst: Kirschbäume fehlten in keinem Garten. Reife Kirschen waren eine Pracht und die Freude jedes Obstbaumfreundes. Pflegen, Schützen, Ernten und Einkochen – die Arbeit macht sich kaum noch jemand. Hier blüht es im Herforder „Kirschergarten“. FOTO: KIEL-STEINKAMP

cken. War praktischer als diese Spuckerei. Deswegen sagte mein Vater in Sorge wegen möglicher Gesundheitsschäden oft: „Luid, pass bleos up, süß wasst däi neo eines Dages 'n Bäum iut 'n Äs.“ (Mädchen, pass nur auf, sonst wächst dir eines Tages ein Baum aus dem Hintern). Ich habe diese Gewohnheit aber bis heute behalten, es hilft der Verdauung und es ist nie etwas passiert.

Lisa Schröder

» Mein Großvater hatte viele Obstbäume im Garten, darunter vier Kirschbäume. Das gab zentnerweise Obst. Oma machte mindestens 40 Gläser Kirschmarmelade. Wenn ich mal krank war und langsam wieder essen konnte, kam als erstes ein Glas mächtig süße Kirschmarmelade dran. Und bevor im Sommer die letzte Marmelade weg war, kam schon wieder die neue.

Manfred Stranghöner

» Der Glaskirschenbaum in Omias Garten in Eilshausen diente uns Kindern als Sportgerät. In 2,50 m Höhe bildeten ein Ast und zwei Zweige ein Dreieck, ungefähr so groß wie ein Basketballkorb. Jeder hatte zehn Versuche, erst aus dem Stand, dann mit Anlauf und Sprung. Da haben wir ge-

übt, dribbeln, werfen, dribbeln, werfen – stundenlang.

Hartmut Braun

» Auf Onkel Georgs Baum wuchsen total leckere Superkirschen. Bei der Ernte pflückte der Onkel oben auf der Leiter, die Tante kochte in der Küche ein. Dazwischen saßen wir Mädchen im Garten oder unterm Dach und haben entsteint, ein Eimer nach dem anderen. Dabei haben wir viel erzählt und gesungen. Kurz bevor uns schlecht wurde, haben wir mit dem Naschen aufgehört.

Maria Rother

» Auf einem kleinen Rasenstück hinter unserem Haus stand der große Kirschbaum. Jedes Jahr zur Erntezeit stellte mein Vater die längste Leiter, die wir besaßen, an einen dicken Ast in der Baumkrone. Nach dem Pflücken suchten wir Kinder uns immer zwei zusammenhängende Kirschen aus und hatten viel Spaß mit den neuen Ohrringen.

Elke Eltner

» Der alte Kirschbaum stand hinter dem Schuppen. Er hatte einen sehr dicken Stamm und seine Krone ragte weit über dessen Dach. Wenn die gelbroten Glaskirschen reif waren, kletterten meine Brüder

und ich auf den Schuppen, legten uns rüchlings auf das Dach und genossen die Massen der Kirschen über uns. Unsere Position hatte den Vorteil, dass uns unsere Eltern von unten nicht sehen konnten. Sie haben dann oft vergeblich nach uns gerufen, wenn wir im Garten oder „auf dem Land“ helfen sollten.

Helmut Kleymann

» Mein Opa muss etwa 80 Jahre alt gewesen sein, als er wie jedes Jahr zum Pflücken in den Kirschbaum stieg. Der war richtig groß, hatte leckere Herzkirschen und stand im Hühnerhof.

» Der Ast, auf den sich Opa gesetzt hatte, brach aber ab, Opa fiel aus rund 4 m Höhe seitlich auf den Zaun und durchschlug sogar dessen Winkelisen. Angebrochene Rippen und Prellungen waren die Folge. Als er im nächsten Jahr wieder rauf wollte, hat es ihm mein Vater verboten.

Hagen Schmeding

» Meine Großeltern waren immer in Sorge, dass wir Kinder beim Kirschenpflücken aus dem Baum fielen. Nun hatten sie aber Schwarzkirschen, das Leckerste, was es gab. Zuerst zogen wir mit der Harke die unteren Äste herunter. Wenn da nichts mehr dransaß,

kletterten wir hoch, das war ja auch viel interessanter. Einer stand solange Schmiere. Leider kriegt man von Schwarzkirschen einen dunklen Mund. So fielen wir am Ende doch wieder auf.

Elke Hempelmann

» Mein Großvater hatte seinen Kirschbaum mit zwei Sorten veredelt. So wuchsen auf der einen Seite rote Herzkirschen, auf der anderen eine hellere Sorte. Er verteidigte seine Ernte verbissen gegen die Stare. Dazu hatte er eine große bayerische Kuhglocke in den Baum gehängt. Wenn der schwarze Schwarm im Baum landen wollte, zog er heftig an der Leine und läutete. Damit ärgerte er die Nachbarn, weil er des Morgens spätestens um halb vier damit anging.

Ilsegrit Rheker

In der nächsten Ausgabe: Ich erinnere mich an ... Schwimmen lernen. Kurze Geschichten bitte an: Kreisheimatverein Herford Redaktion HF-Magazin/Zurückgedacht Amtshausstraße 3 32051 Herford ☎ 05221/131463 oder 05221/131477. kreisheimatverein@kreis-herford.de

Frisch gewaschen und abgeschmiert

Der Historische Fahrbericht: Hanomag Henschel F 76 Schnelllaster „Zenzi“ von 1970

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Bärbel“ oder „Rita“ hießen Lastwagen, als 1970 ein nagelneuer F 76 von Hanomag auf den Hof des Naturstein-Betriebs von Karl-Heinz Freese in Westererger rollte. Namenlos sollte er nicht bleiben und wurde flugs „Zenzi“ genannt. Nach 36 Jahren Freilufthaltung ist „Zenzi“ immer noch gut beieinander und wir drehen eine Runde durch Spenge. Hier kennt sie sich aus.

Zuerst kommt Zenzis Spezialübung. Dietmar Freese, der den väterlichen Betrieb samt grünem Schnelllaster vor 18 Jahren übernommen hat, lädt ab. Drei Kunststeinplatten, jede rund 300 kg schwer, hievt der Meiller-Kran ins Lager.

Unbeladen geht es auf Tour. Die Vorderachse reagiert hart und unnachgiebig. Wenn Zenzi drei Tonnen Last schleppt, sieht das anders aus. „Dann fährt sie wie ein Tanker“, sagt Dietmar Freese. Beim Einbiegen auf die Westererger Straße verlangt die Lenkung fleißiges Kurbeln. Servolenkung gibt es nicht, dafür eine kürzere Übersetzung. Locker geht es um die Kurve. Hinter dem Steuer finden wir uns gut zurecht. Instrumente, Schalter, Hebel wirken aufgeräumt und modern.

So hatten sich das die Konstrukteure Mitte der 1960er Jahre gedacht. Strahlten die Vorgängertypen („Kurier“, „Markant“, „Garant“) den Charme der Fünfziger Jahre aus, sollten die neuen Schnelllaster sicherer, komfortabler und kräftiger werden und das Flair strenger Sachlichkeit verströmen. Louis Lepoix war seinerzeit erste Wahl, wenn es um mutiges Design für Motorräder, Lokomotiven oder LKWs ging. Er zeichnete ein Fahrerhaus, dessen Stil seiner Zeit weit voraus war: Klare Linien, hohe Funktionalität. Die Handschrift für moderne LKWs und Transporter war gefunden. Die Bezeichnung sollte dazu passen. „F 76“ bedeutet, dass unser Laster 7,5 Tonnen wiegen darf und mit einem 6-Zylindermotor fährt – und wie.

Anfahren: Im zweiten Gang, der dritte tut's auch. Schalten bitte mit Zwischengas. Auf gerader Strecke brummt der Diesel sinnig vor sich hin. Vibrationen sind ihm fremd. Beim Abbiegen in die Mühlenburger Straße sagt Dietmar Freese: „Einfach weiter.“ Im fünften Gang geht es ums Eck und ruckfrei wieder auf Tempo – ein Auto für Schaltfaule. Nicht traurig sein, liebe Freunde des Turbo-Diesels, das



Schmuckstück: Zenzi kam vor 36 Jahren direkt von der Hannover-Messe zu Freeses Natursteinbetrieb nach Westererger. Seitdem erfüllt der Schnelllaster zuverlässig seinen Dienst. Unsere Testfahrt führt hier durch den Regen über die Wertherstraße nach Lenzinghausen.



300 Kilo – kein Problem: Der Meiller-Kran stemmt eine Kunststeinplatte. Auf dem Bau macht er sich oft nützlich. FOTOS: KIEL-STEINKAMP

hier ist eine Schau von einem Motor. Wie er aus dem vollen Hubraum der sechs Töpfe seine Kraft schöpft und die Harmonie bewahrt – sechs Freunde singen a-capella.

Kanten- und Rinnsteine, Treppen, Arbeitsplatten und Fußböden, Denkmäler und Ka-

tätsarbeit von Hanomag Freeses Pflege bei. Regelmäßig wird gewaschen und abgeschmiert, die Federn gefettet und der Lack ausgebessert.

Zwei Kreisverkehre durchfahren wir. Den ersten nehmen wir lässig im 4. Gang, beim zweiten ruckt es und der Motor steht.

Warum man eine Wuchtbrumme wie Zenzi nicht abgibt

mine: Was immer Freeses 4-Mann-Betrieb holte oder brachte, kam auf dem Schnelllaster zur Baustelle. Wenn heute eine Natursteintreppe ersetzt werden soll, kann es sein, dass der Lkw schon die Vorgängerin auf der Ladefläche hatte. Zur langen Lebensdauer unseres Testfahrzeugs trug neben der Quali-

Verschaltet. Anfahren im fünften Gang geht nicht. Entschuldigung, starten wir noch mal neu.

Georg Egestorff ging 1835 in Linden bei Hannover mit seiner „Eisen-Gießerey“ an den Start. Groß wurde die „Hannoversche Maschinenbau AG“ mit Dampflok. Den Anfang bei LKWs hatten Gottlieb Daimler und Wil-



Sieben Hebel: Die Steuerung des Krans braucht Geschick.



Der Chef: Dietmar Freese hängt die Plattenklemme aus.

helm Maybach 1896 gemacht. Bis zum Ersten Weltkrieg war alles Wesentliche erfunden: Mehrzylindermotor, Anlasser, Luftreifen, Einzelradaufhängung, Ganzstahlkarosserie und Dieselmotor. Fuhrleute blieben aus Kostengründen bei Pferd und Wagen. Die Produktionszahlen stiegen erst, als die Heeresverwaltung 4.000 Reichsmark Subvention für jeden neuen Lkw bot. Die Militärs konnten Laster gut gebrauchen. Während beider Weltkriege schnellten die Produktionszahlen hoch.

Als alles in Schutt und Asche lag, waren Lastwagen gefragt wie nie und Hanomag groß im Geschäft. Weil die Kapazitäten in Hannover nicht reichten, kam die LKW-Produktion nach Bremen und Hamburg. Dann krepelten Pleiten und Fusionen den Markt um. Nur MAN und Mer-

cedes blieben übrig. Hanomag kam mit Henschel zu Daimler-Benz. Deshalb trägt Zenzi das Fusionslogo „Hanomag Henschel“. 1973 stellte der Konzern die F-Reihe größtenteils ein.

Echte Hanomag-Freunde wissen, dass alles an einem Hanomag besser ist als an einer Kiste mit Stern. Beschleunigung, Wendigkeit, Bremsweg – eine Wuchtbrumme wie Zenzi gibt man nicht ab. Schon gar nicht nach 36 Jahren.

Technische Daten

Baujahr: 1970
 Kilometerstand: 487.600
 Motor: Hanomag Typ D 161 L, 6 Zylinder, 4253 ccm, 100 PS
 Kipper: Meiller, Zuladung 3 t
 Kran: Meiller, max. Höhe 8,80m
 Verbrauch: Nicht ermittelt („Er kriegt, was er braucht“)

Ein scheinbar unscheinbares Haus

Was alte Akten über das Anwesen Komturstraße 22 verraten / Bald kommt der Abbruchbagger

VON CHRISTOPH LAUE

Bald wird es aus dem Stadtbild verschwinden. Es soll abgerissen werden und einem Neubau Platz machen: Ein normaler Vorgang in jeder Stadt. Heute fällt das unscheinbare Haus Komturstraße 22 in Herford, bis vor kurzem der Sitz des Elektrogerätehandels Meyer, kaum jemandem auf. Selbst der neue Investor hielt es für ein Gebäude aus den 1960er Jahren.

Dabei steht es auf einer uralten Siedlungsstätte. Der Grundstückszuschnitt mit eigenem „Wassergang“ zur Bowerre ist bereits in der Gründungszeit der Neustadt im 13. Jahrhundert entstanden.

Damals wurden die Straßenzüge Komtur- und Credenstraße als Verbindungen vom Bergertor zum Neuen Markt mit leicht gekrümmten Fortsetzungen in die Hämelinger- und Petersilienstraße parallel angelegt. Haus und Grundstück gehören seitdem zu den größeren Besitzungen in Herford, für die immer hohe Gebäudesteuern gezahlt werden mussten.

Der heutige Bau dürfte nach der Anordnung von Dach und Fenstern aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen: Ein barockes traufenständiges Fachwerkhäus, ähnlich wie das Hotel zur Fürstabtei an der Elisabethstraße. Es wird auch eine Tordurchfahrt gehabt haben.



Mechanisches Theater: Die Familie Pottharst war Ende des 19. Jahrhunderts bekannt für neue Ideen.

Zu ihm gehörten, wie fast zu allen Häusern in der Stadt, landwirtschaftliche Flächen außerhalb der Stadt. 1797/98 waren das 50 Scheffelsaat, also etwa vier Hektar Land.

Das Haupthaus ist nicht unterkellert, was ebenfalls auf ein hohes Alter hindeutet: Frühe Bauten hatten wegen der Grundwasserhältnisse in der Neustadt keine Keller. Laut Gebäudeakten wurde das Haus zwischen



Grauer Putz in enger Gasse: Das Haus Komturstraße 22 (hier ein Foto aus den 60-er-Jahren mit Blickrichtung Neuer Markt) macht von außen wenig her. Dabei ist es ursprünglich wohl über 300 Jahre alt.

HISTORISCHE FOTOS: KAH (SAMMLUNG HEESE)

1765 und 1785 renoviert. Seit 1706 sind die Besitzer und Bewohner des Hauses nachvollziehbar. Es waren bis in das 19. Jahrhundert hinein allesamt Angehörige der Oberschicht.

Auf den Königlichen Richter Besserer folgten der Obrist von Blanckensee und der Herforder Richter Johann Henrich Vogel, der mit seinem Tod 1757 auf Basis einer auf dem Haus liegenden Grundschuld von 300 Reichstälern eine Stiftung für ehrbare Witwen und Waisen gründete. Um deren Weiterzahlung gab es

mann (1876), der inzwischen im Haus nebenan sein Geschäft betreibt und 1898 neu baut (heute Stüssel, Ecke Höckerstraße).

1852 zieht wieder ein Justizrat ein: Anton Friedrich Vogeler verkauft aber schon 1868 an den Metzger Georg Ernst Bertram, bis schließlich 1874 der Schaubudenbesitzer Heinrich Pottharst, Besitzer des bekannten mechanischen Theaters, hier sein Domizil aufschlägt.

Seine Bude baute er des öfteren wenige Schritte weiter auf dem Neuen Markt auf. Von sei-



Blauer Schaufensterrahmen: Das Geschäftshaus heute von gleicher Stelle wie oben. Der Neubauantrag ist gestellt.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Richter Vogel kümmert sich um ehrbare Witwen

nach der Versteigerung des Hauses 1817 heftigen Streit. 1777 ist der Kaufmann Johann Christian Bertelsmann Besitzer, verheiratet mit der Tochter des Kaufmanns Speckbötel vom Haus nebenan, Ecke Höckerstraße. Es folgt der Kaufmann Thorspecken bis zur Versteigerung 1817, als der Obristleutnant Karl Friedrich von Winterfeld das Haus erwirbt.

Vom Richter- und Kaufmannssitz wandelt sich das Haus nun zur Gastwirtschaft. 1822 erwirbt der Gastwirt Johann Hermann Wellmann das Haus, stirbt aber schon 1825.

Seine Witwe heiratet 1832 den Karl Ernst Rettberg, Gastwirt wie sein Vorgänger. Den Hofraum erwerben die Kaufleute Loheyde (1832) und Mass-

ner Witwe Karoline Pottharst erwarb um 1918 der Dekorateur Adolf Wolff das Haus. Er dehnte den Betrieb nebst Fabrikation auf das gesamte Gelände aus.

Jetzt wird das Haus zum „modernen“ Geschäftsgebäude. Wolff plant bereits 1918 einen Abriss und Neubau, führt dies aber nicht durch. Stattdessen gestaltet er die Schaufensterfront mehrfach um.

Es entsteht die heute merkwürdig wirkende Rücknahme der Front im unteren Bereich. Auf dem Grundstück entstehen in Richtung frühere Bowerre weitere Geschäfts- und Fabrikationsräume, die später auch von Firma Meyer genutzt wurden.

Aufgrund der massiven Veränderungen in seiner Geschichte kann das Haus kein



Straßenbau in der Komturstraße: „Wolff“ steht über dem Schaufenster von Haus Nr. 22 (links hinter der Ampel, Blick vom Neuen Markt).

Denkmal sein. Im Erdgeschoss dürften kaum noch alte Bauteile erhalten sein. Doch hinter der Fassade und im Dachgeschoss sowie in den Fundamenten werden ältere Bestandteile vermu-

det. Bei dem bevorstehenden Abriss – ein Neubauantrag ist schon gestellt – sollte daher sorgfältig nach Schnitzbalken oder Steinfragmenten gesucht werden.



Stiller Widerstand: Als 1937 dieser Schriftzug mit Sowjetstern nebst Hammer und Sichel in den Ahorn im Bustedter Wald geritzt wurde, war der Stamm weniger als halb so dick – und der Schnitzer setzte sich großer Gefahr aus. Wäre er erwischt worden, hätte das Zuchthaus bedeutet. Kreisheimatpfleger Eckhard Möller zeigt den Ahorn. FOTOS: KIEL-STEINKAMP

Die Baumrinde als Zeitzeuge

Als Taschenmesser noch zur Ausstattung eines jeden Jungen gehörten

VON ECKHARD MÖLLER

Jeder Junge, der auf sich hielt, hatte früher eins in der Tasche. Egal welche Farbe der Griff hatte, wichtig war, ein Taschenmesser zu besitzen. An manche waren noch Schrauben- und Korkenzieher montiert oder andere kleine Werkzeuge. Am meisten benutzt wurde aber immer die große Klinge: Schnitzen in Holz war angesagt. Was lag näher, als sich an der Rinde lebender Bäume zu versuchen? Die dicke Borke an den Stämmen war schwerer zu bearbeiten als die der Äste. Eichen und Birken eigneten sich gar nicht, Ahorne gingen ganz gut; aber am weitaus besten waren die glatten Rotbuchen mit ihrer hellgrauen Rinde (wenn sie trocken war).

Im ganzen Kreisgebiet findet man heute an alten Buchenstämmen unglaublich viele Dokumente der Schnitzkunst mehrerer Jungen-Generationen. Die meisten sind mit der Zeit so verwachsen, dass man ihren Inhalt nicht mehr entziffern kann.

Die Bekanntesten sind die Kürzel von Namen. „H.B. + M.W.“, oft noch mit einer Herzform umgeben, bedeutete meist, dass ‚H.B.‘ davon träumte, ‚M.W.‘ für sich gewinnen zu können. Ältere Anwohner wissen manchmal noch, wer hinter den Buchstaben steckt.

Mittlerweile sind aber in den kleinen Wäldern im Kreisgebiet eine ganze Reihe Schnitzereien gefunden worden, die echte historische Dokumente sind. In



66 Jahre danach: Die Buchstaben stehen für Helmut Kleymann. Er war neun Jahre alt, als er sich in der Buche im Bexter Wald in Lockhausen verewigte.

dem schmalen Wäldchen am alten Lehmweg in Spradow sind die hellgrauen Stämme mit Massen an Arbeitsspuren übersät. An einer dicken Buche ist in Brusthöhe eine große Ritzung zu sehen, die ganz deutlich einen Kopf mit einem Gesicht darstellt. Es ist ein Adolf Hitler-Bild, das heute etwas verwachsen und nicht mehr vollständig zu erkennen ist. Nach Aussagen von Anwohnern soll es etwa 1936 von SA-Leuten oder von Hitlerjungen aus der Nachbarschaft in den Baum geschnitzt worden sein.

Etwa zur selben schlimmen

Zeit der Hitler-Diktatur war ein heute Unbekannter im Bustedter Wald aktiv – mit ganz anderen Interessen. In einen Bergahorn schnitzte er in sicher mühevoller Arbeit das Wort „ROTFRONT“, darunter wohl Hammer und Sichel und Sowjetsterne und das Datum „1.8.37“. Die Symbole sind heute nicht mehr gut zu erkennen, das Datum und das Wort schon. Der Historiker Norbert Sahrhage beschrieb in seinen Arbeiten über den Nationalsozialismus im Kreis Herford tatsächlich eine kleine kommunistische Zelle von wenigen Personen, die zu

der Zeit im Raum Bustedt/Hiddenhausen zu überleben und Widerstand zu organisieren versuchte. Es ist sehr stark zu vermuten, dass einer davon der Schnitzer im Bustedter Wald war.

Eins fällt bei allen Rindenritzungen auf: Es gibt kaum welche, die jünger sind als 15-20 Jahre. Eine Untersuchung in Niedersachsen kam zu einer schlüssigen Begründung dafür: Die Jungen gehen seitdem nicht mehr in die Wälder, sondern verbringen ihre Freizeit woanders. Und: Sie haben keine Taschenmesser mehr in der Tasche – stattdessen Handys.



Des Führers Konterfei: In Spradow wurde 1936 Nazi-Propaganda in eine Buche geritzt.



K.P.S. war da: Unzählige Schnitzereien finden sich in Spradow.

Kühe brüllten auf Gleis 110

Wie der Betriebsarbeiter Cäsar Pospischil an der Löhner Bahn zum Melker wurde

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Die Wagen mit den Kühen standen neben der Kantine, in Gleis 110 des weitläufigen Rangierbahnhofs in Löhne. Auf dem Weg zu den Schlachthäusern des Westens waren sie tagelang auf der Bahn unterwegs - ohne Wasser, ohne Futter, eingesperrt bei Kälte wie bei Hitze.

Milchgebende Kühe brüllten vor Schmerzen, weil sie seit Tagen nicht gemolken worden waren. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Gleise Richtung Ruhrgebiet hinter Rheda noch beschädigt. Die Züge durften deshalb nicht schneller als 30 km/h fahren. Das gab Stau in Löhne.

Nicht nur Züge mit Kohle oder Getreide standen im Gleis, sondern auch Viehwaggons mit Rindern und Schweinen. Deren Gebrüll und Geschrei war kilometerweit zu hören; eingesessene Obernbecker und die Leute vom Dickendorn haben den Lärm noch heute im Ohr.

„Was sollten wir machen?“, fragt Kurt Lücking, „die Leute im Ruhrgebiet hatten Hunger und andere Möglichkeiten gab es nicht“. Mit klapprigen Dampflok aus der Kriegszeit hat der gelernte Lokführer manche Tour Richtung Hamm gefahren. Im Nachhinein ist er froh, „dass es irgendwie ging.“

Irgendwie musste jeder zusehen, wie er durchkam. Cäsar Pospischil (88) war bei Kriegsende 1945 von Posen nach Löhne gekommen und hatte beim Betriebswerk der Bahn angefangen. Mit Lokführer Kurt Lücking und Stadtarchivar Joachim Kuschke besuchte er jetzt für das HF-Magazin seinen alten Arbeitsplatz. Bis 1977 hatte er als Betriebsarbeiter dafür gesorgt, dass die Loks in Schuss blieben: Schlacke raus, Wasser rein, Kohle laden, Drehscheibe fahren - was eben so anfiel.

Es fiel reichlich an, denn zu der Zeit musste alles mit der Bahn gefahren werden; Lkw spielten keine nennenswerte Rolle im Fernverkehr. 400 Züge rollten während 24 Stunden über die Nordbahnstrecke, die damit völlig überlastet war.

Zwischendurch nutzte Caesar Pospischil die Chance, an Milch zu kommen. Kaufen konnte man zu der Zeit praktisch nichts, aber da standen die Kühe in Gleis 110, um die sich keiner kümmerte.

„Kannen hatten wir nicht“, erinnert er sich, „wir haben zwei alte Feuerlöcher aufgetrennt und gereinigt. Dann bin ich melken gegangen.“ Die erste Milch



30 Jahre danach: Cäsar Pospischil an der Stelle, wo er zuletzt für die Bahn tätig war. 32 Jahre hatte er als Arbeiter in Löhne dafür gesorgt, dass die Räder rollten.

FOTO: HASELHORST

aus den prallvollen Eutern war schon dicklich und ganz gelb. Sie wurde weggeschüttet. Mit 10 bis 20 Litern Milch machte sich der Bahner, der auch melken konnte, auf den Weg nach Hause. „Wir haben die Milch abstehen lassen, die Sahne abgenommen und in einer Ballonfla-

sche solange geschwenkt, bis wir Butter hatten.“ Aus der sauren Milch wurde Quark hergestellt. Die kleine Hausmolkerei versorgte Frau und Tochter mit frischen und wertvollen Produkten aus Milch.

Selbstversorgung war Trumpf. Kurt Lücking erzählt

vom Rübenkraut. Das haben die Leute von der Bahn aus Zuckerrüben im Kessel selbst gekocht. „Wenn die Rüben nicht freiwillig aus dem Waggon fielen, haben wir nachgeholfen. Fünf Zentner fielen da nicht weiter auf.“

Mit der Währungsreform 1948 lief es auch bei der Bahn wieder rund. Aus Nienburg und Hameln kamen Güterzüge mit Viehwagen, wurden zu ganzen Viehzügen zusammengekoppelt und ratterten dann mit 80 km/h weiter Richtung Ruhrgebiet.

In der Gegenrichtung kamen Schlachtabfälle an, zum Beispiel aus Vermold. Waggonweise Ohren, Pfoten und Gedärme. In Minden wurden Seife und Gelatine daraus gekocht. So rollte die Fresswelle der Nachkriegszeit über Löhne/Westfalen, mit Hin- und Rückfahrkarte.

Das ist Jahrzehnte her. Ruhe herrscht auf dem Bahnareal, Lokschuppen und Drehscheibe verfallen. Die Kantine hat schon lange zu. Gleis 110 ist weg, im Schotter wachsen Birken. Caesar Pospischil, der Melker unter den ehemals 400 Löhner Bahnwerkern, verabschiedet sich. „Schon traurig“, sagt er.



Die Drehscheibe: Links ist das Dach der Kantine zu sehen, daneben die beiden Gleise, auf denen die Viehwaggons standen.

FOTO: MÖRSTEDT

Lebendiges Erinnern

Bis zum 26. Mai zeigt das Kuratorium *Erinnern, Forschen, Gedenken* in der Gedenkstätte Zellentrakt im Herforder Rathaus die Ausstellung „Lebendige Erinnerung oder tote Vergangenheit – Mahnmale für die Opfer des Nationalsozialismus in Ostwestfalen-Lippe“. Sie wurde Mitte der 1990er Jahre vom Verein *Kulturen in der Region* erstellt und damals von der Ahlers AG und dem Land NRW gefördert. Die Ausstellung präsentiert auf Stelen die Entstehung und Gestaltung zahlreicher Denkmale und Gedenkstätten in den Städten und Gemeinden in OWL. Dabei stellt sie sowohl die unterschiedlichen Erinnerungsprozesse als auch die örtlichen Initiativen vor. Sie verdeutlicht den Umgang mit der Geschichte von Minderheiten und soll zum *Erinnern und Verstehen* von Vergangenheit und Gegenwart ermuntern. Dokumentiert wird der Stand der *Erinnerungskultur* um 1997, dem Schlusspunkt der Ausstellung. Sie soll jedoch während der Ausstellungszeit aktualisiert werden. Kontakt: Gedenkstätte Zellentrakt, Rathausplatz 1, 32052 Herford, ☎ 052 21/ 18 92 57, Internet: www.zellentrakt.de, E-Mail info@zellentrakt.de. Die Gedenkstätte ist Samstags von 14 bis 16 Uhr sowie nach Vereinbarung geöffnet.

Familienforscher tun sich zusammen

Jetzt hat sich auch im Kreisheimatverein Herford ein Arbeitskreis (AK) *Genealogie* gegründet. Die Teilnehmer sind zwischen 33 und 78 Jahre alt, einige haben große Erfahrungen mit der Familienforschung, andere stehen noch ganz am Anfang. Manche interessieren sich vor allem für die Namen der Vorfahren, andere wollen auch ihre Lebensbedingungen erforschen. Das Kommunalarchiv (KAH) Herford übernimmt die Geschäftsführung des Kreises, der sich alle acht Wochen treffen wird und richtet einen eMail-Verteiler ein. Geplant sind gemeinsame Besuche regionaler Archive, die Beschäftigung mit der Schrifkunde und Kontakte zu benachbarten Genealogie-Gruppen. Das nächste Treffen ist am 19. April, 17.30 Uhr im KAH-Lesesaal, Amtshausstr. 2, (Altes Kreishaus), 1. OG, Raum 2.09 (Zugang über den Hof). Kontakt: Birgit Rausch und Christoph Laue, KAH, Amtshausstr.2, 32051 Herford, ☎ 05221/132219, eMail: b.rausch@kreis-herford.de.

Der Blechdosenbrief im Dielenboden

Was Schüler am Herforder Wilhelmsplatz vor 55 Jahren schrieben, als dort neues Parkett verlegt wurde

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Fast wäre sie mit dem übrigen Müll einfach in die Schuttmulde gekommen. Aber irgendwas an der flachen Blechdose fiel Norbert Mäß ins Auge. Der Maurermeister war gerade dabei, den alten Holzfußboden in einem Klassenraum der Wilhelm-Oberhaus-Schule herauszureißen.

Die Schule wird derzeit modernisiert und für Lerngruppen und den Offenen Ganztagsbetrieb umgerüstet. Da musste der knarrende und abgenutzte alte Dielenboden für frisches Linoleum Platz machen.

Unter dem Fußboden tauchte eine zweite Lage Holz auf. Im Hohlraum dazwischen fanden sich allerhand Materialreste, Zigarettschachteln, Staub und Dreck – und eine Blechdose mit der Aufschrift „Rhein-König Extra 50 gr Feinschnitt“.

„Ich habe mich gefragt, was der Tabak früher gekostet hat“, erinnert sich Norbert Mäß, „dann habe ich mal geschüttelt.“

Als er den Deckel geöffnet hatte, staunte er nicht schlecht: Die Dose enthielt einen Brief mit Datum vom 21.7.1952 und den Unterschriften von 18 Mädchen und 12 Jungen sowie dem Lehrer Artur Scholz.

Darin erklärt die Klasse 9 der früheren Volksschule am Wilhelmsplatz, dass ihr Klassenraum 7 der erste der Schule sei, der einen neuen Parkettfußboden bekomme. Die alte Diele habe mehrere Generationen überdauert, sei zuletzt recht uneben gewesen und habe an vielen Stellen geknarrt.



Es ist vielleicht Vergangenheit, doch es kommt aus unserer Zeit: Im Gedicht sagen die Mädchen und Jungen der 4a (vorn Emma Böttcher, Anna-Nicole Ackermann, Carlotta Schmidt), was in der Blechdose auf Zeitreise in einer Hohlwand gehen soll.

FOTOS: KIEL-STEINKAMP

„Die Schule hat z. Zt. 21 Klassen mit rund 900 Kindern und 20 Lehrkräften, darunter 5 Damen. Schulleiter ist seit 1945 der Rektor Hermann Hagemeyer, 52 Jahre alt, wohnhaft in Herford, Hellerweg 25“, las Norbert Mäß seinen Handwerker-Kollegen vor.

Der Brief schließt: „Wir wünschen den künftigen Generationen, die diesen Raum bevölkern, ein ruhiges, fröhliches und friedliches Wirken zum Segen der Kinder und des ganzen, geeinten deutschen Volkes.“

Der vor 55 Jahren aufgeschriebene Wunsch ging dem 1974 in Stendal geborenen Maurermeister

unter die Haut. Als Zwanzigjähriger war er in den Westen gezogen und fand in Lippe seine berufliche Zukunft.

„Als ich den letzten Satz las, kribbelte es mir durch den ganzen Körper“, erinnert sich Norbert Mäß. „Dass die Leute damals die Gedanken so weit haben schweifen lassen ...“

Es wird ein Anliegen des Lehrers gewesen sein. Artur Scholz stammte aus Schlesien.

Die heutige Klasse 4a wird demnächst mit ihrer Lehrerin Beate Mackowiak eine neue Blechdose für spätere Zeiten bestücken. Münzen, Spielzeug, Teelicht, Tintenpatrone und ein

„Zukunftsgedicht“ sind schon beisammen. Ein Brief fehlt noch. Dann wird die Dose eingemauert, damit auch in Zukunft Bauarbeiter Überraschungen erleben können.

Der alte Brief kommt zunächst in den Schultresor. Auf ihm stehen die 30 Namen aus der früheren Klasse 9, zum Beispiel von Ulla Busse, Ingeborg Möller, Ingeborg Wörmann, Walter Diekmann, Hans Werner Meier und Heinz-Hermann Wittenbreder. Wer noch einmal einen Blick auf den Brief aus der Vergangenheit werfen möchte, darf sich gerne in der Schule melden. ☎ 05221 189-402.



Finderglück: Maurer Mäß, in Stendal geboren, mit dem Brief aus der Blechdose.

Anzeige

Meine Region, mein Zuhause, meine Zeitung!



Lebendige Vergangenheit aus dem Kreis Herford:
Das HF-Geschichtsmagazin –
nur in Ihrer Neuen Westfälischen!



Neue Westfälische
OSTWESTFALENS STARKE SEITEN